

II. 23.

Inge Siebold

Glottertal

Wochenlang zu Fuß vom Sudetenland nach Freiburg

*Wegen Auseinandersetzungen mit einem SA-Mann wird ihr Vater vom Landratsamt **Freiburg** 1938/39 ins **Sudetenland** versetzt, kurz vor ihrer Konfirmation. Anfang Mai naht die Rote Armee, der Vater will die Frauen in Sicherheit bringen, setzt sie in einen überfüllten Zug. Er stürzt beim Anfahren vom Trittbrett, kommt nicht mit. Nach Tieffliegerangriff bleibt Zug im Morgengrauen stehen: kein Dampf, kein Personal mehr. Der wochenlange Fußmarsch nach Freiburg beginnt: tagsüber im Wald, nachts wird gewandert. Ohne Karte am Main entlang, Pfingsten in Bamberg, vor Sinsheim pfeift eine Lok. Erst in **Renchen** nimmt sie ein Kohlelaster mit: Auf den Kohlen zwei „Marokkaner“, die davongelaufen sind, weil sie Schweine füttern mussten: eine Sünde. Als sie in **Appenweier** abgestiegen sind, tauchen aus den Kohlen drei Männer auf. Der Fahrer aus **Heitersheim** hatte seine Kameraden aus dem berüchtigten Gefangenenlager bei **Frankfurt** auf diese gefährliche Art nach Hause bringen wollen. Endstation: **Freiburg** Kronenbrücke. 22 Uhr, Sperrstunde, wohin? Sie klingeln in der Gartenstraße, vergebens. An der Ecke Gartenstraße/Rempartstraße kommen zwei französische Soldaten. Die Mutter ruft: "femme-sage, femm-sage", und rennt weiter. Die Soldaten lachen: Sie hat das französische Wort für "Hebamme" umgedreht. Ecke Wallstraße/Marienstraße bieten ihnen katholische Schwestern in der Mansarde auf Stroh ein Lager - wie etlichen anderen aus verschiedenen Ländern. Sie bemühen sich um einen Passierschein und eine Fahrgelegenheit nach **Donauschingen**, Vaters zweiter Schwester. Schließlich nimmt sie ein LKW der Firma Ruef mit. Aus dem Fenster des Hauses der Tante schaut bei ihrer Ankunft der Vater raus...*

Wegen Auseinandersetzungen mit einem SA Mann wurde mein Vater vom Landratsamt Freiburg in das Sudetenland versetzt. Im Winter 1938/39, kurz vor meiner Konfirmation, zogen wir um In dem kleinen Städtchen an der jungen Elbe spitzte sich die Lage Anfang Mai 1945 dramatisch zu. „Die Russen kommen!“ hörte man allenthalben. Eine unheilrohende, dumpfe Atmosphäre erfasste die Stadt, die wir an einem Montagabend verließen. In dem kleinen Rucksäckchen befand sich der klägliche Rest unseres Essens.

Mein Vater wollte die Mutter und mich vor der anrückenden Soldateska schützen und erklärte uns: „Wir werden die nächsten Tage irgendwo im Wald verbringen und gehen erst nach Hause zurück, wenn sich die Lage beruhigt hat.“

Am Bahnhof stand ein überfüllter Zug, in den wir uns hineinquetschten. Vater fand nur noch auf dem äußeren Trittbrett seinen Platz. Beim Anfahren des Zuges fiel er hinunter, und es gelang ihm nicht mehr den Zug zu erreichen. Die Fahrt ging nach Westen. „In Eger sind bereits die Amerikaner!“ hieß es nun.

Nach einem Tieffliegerangriff blieb der Zug im Morgengrauen stehen. Nach längerem Warte entdeckte man, dass die Lokomotive nicht mehr unter Dampf stand und kein Personal mehr vorhanden war. Alle Menschen stiegen aus. Mutter und ich eilten den anderen nach.

Damit begann unser wochenlanges Fußmarsch Richtung Freiburg. Tausende waren unterwegs wie wir. Tagsüber blieben wir Frauen im Wald, nachts wanderten wir westwärts. Auf den Höhen des Erzgebirges erfuhren wir, dass die deutsche Armee kapituliert habe.

Eine Landkarte hatten wir nicht, doch irgendwie fanden wir den Weg am Main entlang. Pfingsten feierten wir in der Gegend von Bamberg. Bei Ochsenfurt schnappten uns zwei farbige Amerikaner und verlangten Passierscheine. Wir konnten ihnen entkommen und änderten unseren Weg Richtung Süden. Vor Sinsheim freuten wir uns über das Pfeifen einer Lokomotive. Es ging der Zivilisation entgegen! Bald sahen wir auch einen Lastwagen. Doch wir mussten erst bis Renchen wandern bis uns ein Kohlenlastwagen mitnahm.

Der Fahrer erklärte mir, ich solle die beiden Marokkaner, die schon auf den Kohlen saßen, unterhalten. Die beiden Uniformierten erklärten mir, dass sie arg gesündigt hätten, weil sie auf höheren Befehl Schweine füttern mussten. Deshalb seien sie davongelaufen und hofften, bald wieder daheim zu sein. Mit fröhlichem Winken verließen sie uns in Appenweier. Während des Aufenthaltes spürte ich Bewegungen unter den Kohlen, auf denen ich saß. Als ich mich zum Fahrerhaus umwendete, sah ich ein schwarzes Gesicht unter den Kohlen hervorkommen, dann noch eins und noch eins. Ich erfuhr dann, dass der Fahrer aus Heitersheim seine Kameraden aus dem berüchtigten Gefangenenlager bei Frankfurt auf diese gefährliche und unbequeme Art nach Hause bringen wollte. Ein kleines Fähnchen mit der Trikolore am Wagen hat ihm dabei gute Dienste geleistet.

Nachdem Mutter auf dem Kohlenwagen ihre Gallekolik überstanden hatte, erreichten wir Freiburg. Endstation war für uns auf der Kronenbrücke. Da standen wir und wussten nicht wohin gehen. Es war schon nach 22 Uhr und somit Sperrstunde. Wo sollten wir nur unterschlupfen? Wir schlugen den Weg über die Gartenstraße ein und klingelten ab und zu an einer Haustür, immer in Angst vor Entdeckung durch die Besatzung. Niemand erbarmte sich unserer.

An der Ecke zur Rempartstraße stoppten uns zwei französische Soldaten mit den Gewehren im Anschlag. Meine Mutter ließ sich nicht anhalten, sie rief: „Femme-sage, femme-sage!“ und rannte davon, ich ihr hinterher. Sie hatte in der Aufregung die beiden französischen Ausdrücke für „Hebamme“ zwar verdreht, doch die Soldaten lachten, drehten sich auf ihren Absätzen herum und ließen uns davonlaufen.

Inzwischen konnten wir in der Wallstraße unser Tempo verlangsamen und nahmen unsere Klingeltour wieder auf. Zum guten Abschluss ließen uns die katholischen Schwestern in ihrem Gebäude Ecke Wallstraße / Marienstraße ein. Sie hatten im Dachgeschoss eine große Mansarde mit Stroh ausgelegt, auf dem schon Menschen erschöpft schliefen. Für uns war gerade noch ein Eckchen am Fenster geblieben. Erleichtert fielen wir auf unser Lager und kamen zur Ruhe.

Am nächsten Morgen klappte die Unterhaltung mit den Zimmergenossen nur mühsam. Da gab es Polen, Italiener, Belgier, Letten. Doch die Schwestern brachten eine heiße Suppe und erlaubten uns sogar, noch einige Nächte zu bleiben.

Am 14. Juli schauten wir von unserem Logenplatz in der Mansarde dem Feuerwerk des französischen Nationalfeiertages zu. Wir hatten fast das Gefühl, die Normalität wäre wieder eingelehrt. Doch uns fehlte noch der Vater. Was tun? Auf unserer Wanderung hatte ich schon die älteste Schwester des Vaters, Sofie, in Heilbronn besucht, um nach Vater zu fragen. Die Stadt war sehr zerstört. Die Menschen kämpften mit den geringen Lebensmittelzuteilungen.

Vaters zweite Schwester, Marie, wohnte in Donaueschingen. Also mussten wir dort weiterforschen. Wie kommt man im Juli 1945 von Freiburg nach Donaueschingen? Telefonische Verbindungen für normale Deutsche gab es nicht. Die Post funktionierte auch noch nicht. Der Zug fuhr einmal am Tag zur zerstörten Ravennabrücke, also bis Posthalde oder Höllsteig. Die Reisenden stiegen dann mit allem Gepäck durch das Löffeltal zum Bahnhof Hinterzarten, wo der Anschlusszug wartete. Diese Tortur wollte ich meiner Mutter ersparen.

Ohne „Laissez-passer“ durfte niemand reisen. Also musste ich als erstes einen Antrag dafür stellen. Das entsprechende Büro befand sich in der Lessingschule. In diesem Gebäude roch es immer noch sehr penetrant nach den Schülertoiletten. Ich bedauerte alle, die dort arbeiten mussten. Dort erfuhr ich, dass ich frühestens in 14 Tagen wieder kommen solle.

In der Zwischenzeit erkundigte ich mich da und dort, wie man am bequemsten nach Donaueschingen reisen könne. Einer Spur ging ich nach. Es hieß, an bestimmten Tagen führe ein LKW des Großhändlers Ruef das Höllental hinauf. Genauere Informationen sprachen vom Mittwoch. Alle paar Tage sprach ich in der Lessingschule vor und fragte nach dem „Laissez-passer“, bis ich das begehrte Papier in Händen hielt.

Am nächsten Mittwoch in der Früh spazierten Mutter und ich mit dem Rucksäckchen am Messplatz vorbei zum Gasthaus „Schiff“, wo sich Schwarzwald- und Hansjakobstrasse gabeln. Wir warteten nicht lange. Der Ruef-LKW nahm uns auf der Pritsche mit durch das Höllental. Er hielt erst wieder in Donaueschingen, genau vor der Wohnung meiner Tante. Aus dem geöffneten Fenster schaute mein Vater heraus. Er entdeckte uns und stand im nächsten Moment schon unten an der Pritsche, um Mutter mit seinen Armen aufzufangen.

Nun war die Familie nach zehn abenteuerlichen Wochen wieder glücklich vereint.

Inge Siebold